

(Nachdruck verboten.)

18]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

„O nein, gnädige Frau! Sie sind die gütigste Herrin gewesen, die je ein armes Mädchen hatte; aber —“

„Aber was, Esther?“

„Ja, gnädige Frau, das ist es . . . ich habe mich selber gehaßt, weil ich Sie so betrügen mußte . . . ja, das that ich! Aber ich kann nun doch nicht länger bloß an mich denken. Jetzt muß ich doch noch an ein andres denken!“

Mrs. Barfield sah sie jetzt fast mit Bewunderung an. Und sie fühlte, daß ihre Beurteilung des Charakters dieses Mädchens doch keine falsche gewesen war. Sie sagte darum in viel weicherem Tone:

„Vielleicht haben Sie recht, Esther. Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich Sie wohl nicht hier behalten können wegen des schlechten Beispiels für die andern. Ich hätte Ihnen nur mit Geld heißen können. Großer Gott! Wenn ich es bedenke! Ein junges Weib in diesem Zustande sechs Monate allein in London . . . Es ist ganz gut, daß Sie es mir nicht früher gesagt haben, Esther. Und da Sie, wie ich sehe, die Verantwortung für Ihr Kind schon jetzt empfinden, so will ich hoffen, daß Sie ihm nie eine schlechte Mutter sein werden, wenn Gott es Ihnen lebendig schenkt!“

„O nein, gnädige Frau, das werde ich gewiß nicht sein.“

„Armes Mädchen! Armes Mädchen! Sie wissen jetzt noch gar nicht, welche harte Prüfungen Ihnen bevorstehen! Ein Mädchen von zwanzig Jahren! O, das ist eine Schande!! Mag Gott Ihnen Mut geben, Ihr Unglück geduldig zu ertragen!“

„Ich weiß, daß eine schwere Zeit vor mir liegt, gnädige Frau. Aber ich habe Gott um Kraft gebeten. Er wird sie mir geben, und ich darf nicht murren. Ich bin noch immer nicht so schlecht daran, wie manche andre. Ich besitze noch fast acht Pfund. Ich hoffe, ich werde durchkommen, gnädige Frau, das heißt, wenn Sie so gütig sein wollen, mir mein Zeugnis nicht zu verweigern.“

„Kann ich, darf ich Ihnen ein Zeugnis geben? Aber ja; die Versuchung war da, Sie sind verführt worden; die Verantwortung trifft eigentlich mich; ich hätte besser auf meine Leute aufpassen sollen. — Sagen Sie mir, nicht wahr, es war nicht Ihre Schuld, Esther?“

„O, gnädige Frau, es ist immer die Schuld der Frau! Er hätte mich nur nicht so grausam verlassen dürfen, wie er es gethan hat; das ist der einzige Vorwurf, den ich ihm machen kann. Das übrige ist alles ebenso sehr meine Schuld wie die seine. Ich hätte an jenem Abend nicht so viel Bier trinken dürfen. Außerdem aber liebte ich ihn, und Sie wissen ja, gnädige Frau, wie das dann ist. — Ich dachte mir auch zuerst gar nichts Böses und ich ließ mich von ihm küssen. Wir gingen abends viel zusammen spazieren. Er sagte mir, daß er mich liebe, und daß er mich heiraten wolle; so ist dann alles gekommen. — Nachher verlangte er dann, ich sollte bis nach dem St. Leger warten; das ärgerte mich und ich sah nun eigentlich erst ein, wie sehr ich gesündigt hatte! Von da an wollte ich nicht mehr mit ihm gehen und nichts mehr mit ihm zu thun haben. Und während wir nun so miteinander grollten, ist Miß Peggy ihm nachgegangen und hat ihn mir weggenommen.“

Bei dem Namen Peggy bewölkte sich Mrs. Barfields Antlitz.

„Sie sind wirklich schmachvoll behandelt worden, mein armes Kind; von alledem habe ich nichts gewußt. Also er sagte, er wolle Sie heiraten, wenn er seine Wetten beim Leger gewänne? O, dieses Wetten! Ich weiß, ich weiß; in diesem ganzen Hause wird an nichts andres gedacht, oben und unten; das ganze Haus ist wie vergiftet durch und durch, und es ist doch alles nur die Schuld von —“

Mrs. Barfield ging schnell ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann sah sie Esther an und sprach erregt weiter:

„Ich habe es mit angesehen, mein halbes Leben lang, nichts andres als das; und ich habe nichts andres daraus ent-

stehen sehen als Sünde und Kummer und Verzweiflung: Sie sind nicht das erste Opfer; o, welches Elend, welches Elend, welcher Jammer!“

Mrs. Barfield bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, als wolle sie die Erinnerungen, die auf sie einstürzten, von sich abwehren.

„Ja, gnädige Frau, verzeihen Sie, daß ich es zu sagen wage — aber ich glaube auch, daß dies Wetten auf Rennpferde viel Unglück bringt! Den Tag, als die Herrschaften alle fort waren in Goodwood, da ging ich hinunter nach dem Strand; ich wollte mal sehen, wie der Strand hier aussieht; ich bin doch auch in einer Seestadt geboren. Und da traf ich am Strande Mrs. Leopold, ich meine Mrs. Mandal, Johns Frau; und die sah so unglücklich und so traurig aus, daß ich sie, um ihr Gesellschaft zu leisten, zum Thee nach Hause begleitete. Und sie war so erregt, gnädige Frau, daß sie vergessen hatte, daß ihre Theelöffel verjett waren, und als ihr dann einfiel, daß sie mir nun keinen Löffel zum Thee geben konnte, da brach sie ganz zusammen und weinte sehr und erzählte mir all ihr Unglück.“

„Was hat sie Ihnen denn erzählt, Esther?“

„Ich kann mich nicht mehr so auf alles besinnen, aber es war auch immer ein und dasselbe! Wenn das Pferd nicht gewann, waren sie ruiniert; und wenn es gewann, wurde so lange weiter gewettet, bis sie auch so gut wie ruiniert waren. Aber so schlecht, wie an dem Tage, als Silberschwanz den Preis gewann, wäre es ihnen noch nie gegangen, sagte sie. Wenn er nicht gewonnen hätte, wären sie auf die Straße geworfen worden, und nach allem, was ich gehört habe, wäre es der halben Stadt ebenso ergangen.“

„Also der kleine Mann hat auch schon darunter gelitten! Ich hielt ihn für klüger als die andern! Ja, dieses Haus ist der Ruin der ganzen Gegend, und anstatt Rechtlichkeit und Tugend um uns herum zu pflanzen, haben wir nur Gottlosigkeit und Laster verbreitet.“

Mrs. Barfield ging im Zimmer auf und ab und sprach erregt weiter, wie zu sich selber:

„Ich habe mein Lebtag dagegen angekämpft, aber ohne Erfolg. Wieviel Elend werde ich noch daraus erwachsen sehen?“

Dann wandte sie sich zu Esther und sagte:

„Ja, das Wetten ist eine große Sünde, und viele, viele haben schon darunter gelitten und werden noch leiden. Jetzt aber handelt es sich um Sie, Esther. Wieviel Geld haben Sie?“

„Beinahe acht Pfund, gnädige Frau.“

„Und wieviel, glauben Sie, werden Sie brauchen, um die Zeit zu überstehen?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau, ich habe ja keine Erfahrungen. Ich denke, Vater wird mir erlauben, zu Hause zu bleiben, wenn ich bezahlen kann. Für sieben Schilling die Woche wird er mich wohl behalten. Und wenn dann meine Zeit kommt, werde ich ins Krankenhaus gehen.“

Während Esther so sprach, hatte Mrs. Barfield rasch berechnet, daß zehn Pfund ungefähr genügen könnten. Ihre Rückfahrt nach London, zwei Monate Pension a sieben Schilling die Woche, das Zimmer, das sie sich in der Nähe des Hospitals würde mieten müssen vor ihrer Entbindung, und in welches sie nachher mit ihrem Baby zurückkehren mußte — alles dieses zusammen würde wohl vier bis fünf Pfund kosten. Dann mußte sie Kinderzeug kaufen. Wenn sie ihr vier Pfund schenkte, hätte Esther zwölf Pfund, und damit würde sie wohl durchkommen.

Mrs. Barfield ging zu ihrem altmodischen Schreibpult hinüber, holte aus einem Schubkasten ein Papierröllchen hervor und entnahm diesem etwas Geld.

„So, Esther, nun hören Sie mal zu. Ich werde Ihnen vier Pfund geben, dann haben Sie zwölf, und dies wird wohl genügen. Sie sind mir ein guter Diensthote gewesen, Esther, ich habe Sie sehr gern, und es thut mir leid, mich von Ihnen zu trennen. Sie müssen mir schreiben und mitteilen, wie es Ihnen geht, und wenn Sie dann wieder eine Stelle haben wollen und ich eine frei haben sollte, so werde ich Sie gern zurücknehmen.“

Härte hatte auf Esther stets die Wirkung, auch sie zu verhärten und trotzig zu machen; Güte aber rührte immer schnell

## Aus dem Musikleben.

jedes gute Gefühl in ihr auf; und sie hatte jetzt nur den einen dringenden Wunsch, sich ihrer Herrin zu Füßen zu werfen; aber ihre schlichte, nüchterne Natur hielt sie davon zurück, und sie sagte in ihrer geraden Weise:

„Sie sind viel zu gut zu mir, gnädige Frau; ich verdiene das gar nicht; ich weiß, daß ich's gar nicht verdiene.“

„Genug, genug, Esther, sagen Sie nichts weiter; ich hoffe nur, daß Gott Ihnen Kraft verleiht, Ihr Kreuz geduldig zu ertragen. Nun gehen Sie und packen Sie Ihre Sachen. Aber, Esther, empfinden Sie denn auch Ihre Sünde? Können Sie wahr und wahrhaftig vor Gott hintreten und sagen, daß Sie bereuen?“

„O ja, gnädige Frau, das kann ich. —“

„Dann knien Sie hier nieder, Esther, und beten Sie zu Gott, daß er Ihnen in der Zukunft mehr Kraft geben möge, um der Versuchung zu widerstehen.“ —

Beide Frauen blickten einander an. Esthers Augen standen voller Thränen. Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich der Thür zu.

„Noch ein Wort, Esther,“ sagte Mrs. Barfield. „Als Sie mich vorhin wegen eines Zeugnisses fragten, zögerte ich; jetzt aber sehe ich ein, daß es unrecht von mir wäre, Ihnen ein solches vorzuenthalten. Wenn ich das thäte, bekämen Sie vielleicht nie wieder eine Stelle, und wer weiß, was Ihnen dann alles passieren könnte. Ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, aber ich weiß wohl, was es heißt, einem Diensthofen ein Zeugnis zu verweigern; und ich will diese Verantwortlichkeit nicht auf mich laden.“

Mrs. Barfield schrieb Esther ein Zeugnis, in welchem sie sie als ein ehrliches, arbeitsames Mädchen beschrieb, sie wollte auch noch schreiben „zuverlässig“, zögerte aber und schrieb anstatt dessen: „Ich halte sie für ein durchaus gutes, gottesfürchtiges Mädchen.“

Dann ging Esther hinaus, um ihre Sachen zu packen. Als sie wieder herunter kam, fand sie sämtliche Diensthofen in der Küche versammelt; man schien auf sie zu warten.

Sarah kam ihr entgegen und sagte:

„Wir wollen als Freundinnen scheiden, Esther, nicht wahr? Und wenn wir uns auch manchmal gezankt haben — jetzt sind Sie mir nicht mehr böse, was?“

„Ich bin niemand hier böse; wir sind in den letzten Monaten alle gute Freunde gewesen; alle, alle seid Ihr sehr gut zu mir gewesen!“

Und Esther küßte Sarah auf beide Wangen.

„Und es thut uns allen sehr leid, Dich zu verlieren,“ sagte Margarete, die sich an sie herandrängte, „und Du mußt uns bald schreiben, damit wir wissen, wie es Dir geht.“

Margarete, die ein sehr weiches Herz hatte, begann jetzt schon zu weinen und Esther zu küssen, und erklärte, daß sie noch nie zuvor mit einer Zimmergefährtin so gut ausgekommen wäre. Esther schüttelte die Grover die Hand, und dann begegneten ihre Augen denen der alten Mrs. Lath.

Die alte Frau streckte die Arme nach ihr aus und zog sie an sich:

„Mein Herz will brechen,“ sagte sie, „wenn ich bedenke, daß mein eigener Sohn Dir so ein Unrecht zugefügt hat, mein Kind! Aber wenn es Dir an etwas fehlt, so schreibe mir, Du sollst es haben. Du wirst auch Geld brauchen, hier ist welches.“

„Danke, danke vielmals; aber ich habe genug. Mrs. Barfield ist sehr gütig zu mir gewesen!“

Das Geräusch so vieler Stimmen lockte auch Mr. Leopold aus dem Büffettzimmer hervor. Er kam mit einem Glase Bier in der Hand und brachte dadurch Sarah auf einen Gedanken. —

„Wir wollen auf Babys Wohl trinken,“ sagte sie. „Mr. Leopold wird uns das Bier dazu liefern!“

Einige lachten gutmütig über diese Idee, und Esther barg ihr Antlitz beschämt in den Händen und wollte fortlaufen. Aber Margarete hielt sie fest.

„Welcher Unsinn!“ sagte sie. „Wir denken alle darum nicht schlechter von Dir. Das ist ein Unglück, das uns allen passieren könnte.“

„O, ich hoffe nicht,“ sagte Esther. —

Das Bier war getrunken worden, Esther wurde geküßt und umarmt, einige Thränen wurden vergossen, und dann machte Esther sich auf den Weg über den Hof an den Ställen vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn auf irgend einem Gebiete viel Ueb erproduktion beflagt wird, so kann man eine Wette wagen, daß außerdem nicht nur eine qualitative, sondern auch eine quantitative U n t e r p r o d u k t i o n besteht. So ist es mit unserm Berliner Musiktreiben: innerhalb des Allzuvielen fehlt es doch allseits an Wichtigem. Dazu kommt jetzt noch, daß die Freie Volksbühne in ihren musikalischen Vorführungen anscheinend eine Stodung eintreten läßt. So offen wir gegen manche Mißgriffe der Freien Volksbühne unsre Bedenken erheben mußten, so bedauern wir dennoch diese Unterbrechung eines sonst rühmendswerten Strebens.

Vielleicht ist es eine teilweise Ausfüllung dieser Lücke, daß sich neuerdings ein „Berliner Volkschor“ gebildet hat, ein gemischter Chor, bereits aus mehr als 200 Mitgliedern bestehend und mit Absicht darauf gegründet, daß eine Lücke im Berliner Konzertleben ausgefüllt werde. Er will größere Chorwerke und Oratorien klassischer Meister einüben und sie zu billigen Preisen besonders für die Arbeiterklasse Berlins ausführen. In erster Reihe ist die Wahl gefallen auf „Das Paradies und die Peri“ von Robert Schumann, eine Wahl, die trotz der etwas süßen Eintönigkeit des Werkes willkommen geheißen werden kann.

Nun ist in solchen Fällen eine Hauptschwierigkeit folgende. Es giebt manche Gesangsvereine, besonders von Kleinbürgern, die ihren Gesangsmeistern zumuten, den Mitgliedern ohne Notenkenntnis die Stimmen Falt für Falt einzupauken. Eine tief bedauernde Steigerung des landläufigen Dilettantismus! Der Berliner Volkschor will von vornherein über eine solche Stufe hinaus sein und kein Mitglied ohne Notenkenntnis mitführen. Zu diesem Zwecke wird dort vom April ab musikalischer Elementarunterricht erteilt, so daß bis dahin alle der Noten noch Unkundigen ohne weiteres beitreten können, während späterhin nurmehr Kundige genommen werden. Diese Einrichtung scheint uns bereits ein günstiges Zeichen für den Geist zu sein, der den Verein beherrscht. Doch können wir ein andres Bedenken nicht unterdrücken. Bei solchen Unternehmungen spielt oft nicht nur das künstlerische Streben, sondern auch das Interesse für Geselligkeit, Unterhaltung, selbst Politik usw. eine Rolle. Davor kann man alle Hochachtung haben; es fragt sich aber dann immer, wie viel im Rahmen eines künstlerischen Referates davon zu halten ist — also kurz nach dem spezifisch Artistischen. Demnach ist auch der neue Berliner Volkschor unserer Sympathie in dem Maße sicher, als es sich bei ihm um reine Kunst, also speziell um Veredelung des Materials an Stimmen und der Formen der Vorführung, handelt. Daß der Chor bereits jetzt über 200 Mitglieder zählt, macht uns immerhin stuhig; eine so große Zahl bietet namentlich für den Anfang weit weniger Gewähr künstlerischer Entwicklung, als eine geringere Zahl.

Hinter den Coulissen giebt es wahrscheinlich noch viel mehr Schwierigkeiten, die immer wieder durch quantitative Mängel hervorgerufen sein dürften. So besteht z. B. in Berlin außer den Opernhörnern (die ja für das folgende nicht in Betracht kommen) und dem Philharmonischen Orchester kaum eines, das einem künstlerisch strebenden Konzertgeber zur Verfügung stünde. Die Orchestervereinigung von Professor Hollaender scheint manche Schwierigkeiten in sich zu haben; und über die sogenannte Musikerbörse in Berlin wird erst recht geklagt. Hilft sich jemand diesen Umständen gegenüber durch Benutzung einer Militärlabelle, so tauchen nun wiederum zwei Vorwürfe auf: erstens, daß den Civilmusikern billige Konkurrenz gemacht, und zweitens, daß ein künstlerisches Minus geboten werde. Dem steht aber mindestens die gute Eingespiltheit und disciplinirtere Korrektheit dieser Spieler gegenüber. So fanden wir es ganz wohl angezeigt, daß Herr Paul Kurz zu seinem Kompositionskonzert am vorigen Montag in der Singakademie eine solche Kapelle zugezogen hat. Vor einiger Zeit entdeckten wir im Herrn Kurz, dem Dirigenten des Männergesangsvereins „Schildehorn“ (1883), einen Komponisten, der zwar noch ziemlich tief in der Einförmigkeit des Vereinsgesanges stak, aber doch schon durch einige individuelle Züge darüber hinauswies. Sein neuliches Konzert brachte uns in die Stimmung, es bis zu Ende zu hören; eine bereits bemerkenswerte Erscheinung. Aus den mehrfachen Männergesangskompositionen, Sololiedern und Orchesterstücken des Genannten haben wir den Eindruck gewonnen, daß wir uns mit der Hoffnung, die wir auf ihn gesetzt hatten, nicht getäuscht haben. Am bemerkenswertesten scheint uns seine Fähigkeit, Naturstimmungen durch eigentümliche, sozusagen wellenförmige Konfolgen darzustellen. Dabei läßt der Komponist immerhin festere, markantere, anschaulichere Grundlinien vermischen; es wackelt und weht etwas gar zu viel. Manchmal wird diese Eigentümlichkeit von ihm streckenweise so eintönig, daß man fast schon von Langeweile sprechen könnte; dann tritt meistens eine Wendung ein, und nun stellen sich den bisherigen, etwas gar epigonenhaften Zügen merkwürdige, modernste Tongebilde gegenüber, daß es nur so kracht. Dies gilt z. B. von dem Männerchor mit Sopran-Arie: „Die vierte Bitte“. Leicht sind seine Sachen für einfachere Chorgesellschaften nicht; das sehr schöne „Hochamt im Walde“ giebt an Schwierigkeit manchen vielgenannten Kompositionen moderner Größen nichts nach. Der schon erwähnte Schildhorn-Verein stand getreulich und mit technischem Können, wenn auch nicht mit besonders schönen Stimmen, für seinen Chormeister ein.

Ausnahmen von dem vielbeflagten Uebelstand unschöner Stimmen in unserm rauhen, deutschen Lande verdienen immer eine

Besondere Beachtung. So dürfte z. B. innerhalb der fortwährenden Not an guten Tenoren ein Gastspiel willkommen sein, das neulich im Theater des Westens der Tenorist Christian Hansen begann. Er besitzt eine wirkliche, nicht nur scheinbare Tenorstimme von hohem, lyrischem Klang und ist auch so weit geschult, daß Einzelheiten, wie z. B. Ungleichmäßigkeiten im Ausspinnen hoher Töne, wohl mit der Zeit nachgeholt werden können. Dramatisches Spiel fehlt ihm aber noch sehr. Es handelte sich damals um den „Postillon von Konjumeau“. Dieses einigermaßen wirklich musikalische Scherzspiel wurde an jenem Theater besser gesungen, als sonst dort gesungen zu werden pflegt. Dazu half nicht nur der oft gerühmte Herr Emil Stammer mit; auch Jennh Fischer machte ihre gesangstechnisch reiche Rolle gut. Allerdings können wir nur über einen Teil der Aufführung berichten. Der Ruf zum Anhören derselben kam uns so spät, daß nur die schleunigste Eile noch einen Bruchteil fürs Anhören retten konnte. Da wir neulich schon die Schwierigkeiten berührt haben, die es hier für Menschen und Kritiker giebt, so darf auch wohl diese Kleinigkeit als ein Beispiel für viele erwähnt werden.

Manche nicht üble Gesangsstimme ist uns in den letzten Tagen noch untergekommen. So der Tenor Rudolf Scheffler, mit einer gut tenorigen, zarten, hübschen Stimme, die, abgesehen von einigen Einklemmungen der Töne, nicht wesentlich verbildet ist, aber für schwerere Aufgaben noch lange nicht zureicht, besonders infolge einer Armut an Klangfarben und ähnlicher Langweiligkeiten. In der Weiterbildung dieser Stimme werden hoffentlich auch die Konsonanten nicht vergessen.

Zugleich mit dem Genannten konzentrierte die anscheinend bereits beliebte Sopranistin Theodora Salicath. Ihre Stimme ist etwas scharf und nicht immer ganz rein, wohl aber reich an Klangfarben, an Nuancen der Stärke und an energischem Ausdruck.

Nicht übergehen möchten wir einen Anfänger, Herrn Raoul Stromfeld, der so viel ernstes Streben und Können zeigte, daß wir über seine mannigfachen Unvollkommenheiten hinaus auf eine gute Zukunft für ihn hoffen können. Von dem, was aus den Mängeln und Vorzügen seines Gesanges in weiteren Kreisen interessieren dürfte, erwähnen wir nur die Erscheinung, daß der Sänger von einer anfänglichen Befangenheit an gegen Ende des Konzerts hin in feinen Leistungen beträchtlich vorwärts schritt. Es ist interessant zu hören, wie in einem solchen Fall die Klänge anfangs voll von Geräuschen sind und sich dann über diese hinaus immer reiner erheben.

Schade, daß die sonst sympathische Stimme der Sopranistin Rosa Halpern allzu flimmernd und zitterig ist und manche selbst leicht herauszubringende Vokale zu sehr zerdrückt, als daß wir an ihre Leistungen anders als mit dem Wunsche nach einer gründlichen Weiterbildung zurückdenken möchten, die aber in diesem Fall ebenfalls der Mühe wert sein dürfte. Mit der Genannten zusammen konzertierte ein Violinmeister, der bereits längst zu den bestbekanntesten zählt: Franz Ondricek. Vielleicht ist gerade der Umstand, daß der Künstler in eine frühere Zeit zurückreicht, der Grund davon, daß wir hier einem energisch gestaltenden Spieler begegnen, von so festen und reichen Accenten, wie wir sie für gewöhnlich nicht zu hören pflegen. Wir meinen damit nicht nur Sarasate. Wohl aber dürfen wir uns einmal erlauben, Musik als dasjenige zu definieren, was jenseits des Sarasate beginnt und diesseits des Joachim noch immer nicht zu Ende ist. Der eben genannte Meister gab neulich zusammen mit Eugen d'Albert ein Sonaten-Konzert, in welchem wir wiederum die überaus reiche, aber bereits gar zu minutiös seine Welt bewundern konnten, die Joachims Eigen ist. Ob es sich da um ein Einschrumpfen früherer Größe durch das Alter, oder vielleicht um einen allmählich veränderten Maßstab des Hörers handelt? Jedenfalls haben wir hier allerwahrscheinlichste Musik vor uns; und bei der allgemein herrschenden Verwirrung darüber, was künstlerische und was andre Musik ist, können wir nur wünschen, daß Meister Joachim häufiger zu hören wäre, als in den etwas exklusiven Konzerten, in denen er meistens spielt. Dagegen möchten wir nicht raten, den großen Saal der Philharmonie für solche feinste Vorführungen zu benutzen; in diesen weiten Räumen kann eine solche Leistung geradezu überhört werden. — sz.

## Kleines feuilleton.

a. Die Tücken des Gedächtnisses. Das Gedächtnis ist, wie Montaigne gesagt hat, der Behälter des Wissens. Es spielt uns indessen oft genug die merkwürdigsten Streiche, die sehr komplizierte Phänomene sind und die zu erklären sehr schwierig ist; oft verwandeln sie uns in Don Quixotes, die eine fixe Idee zwingt, gegen nicht bestehende Windmühlen zu kämpfen. Ein Mitarbeiter des „Globe“ illustriert dies an einigen Beispielen. Edison, der ein ganz vorzügliches Gedächtnis haben soll, leidet oft geradezu an Geistesabwesenheit. Als er eines Tages mehrere Stunden lang über ein physikalisches Problem nachgedacht hatte, begab er sich mit seinem Assistenten ins Wohnzimmer und setzte sich zu Tisch. Nachdem er sich bedient hatte, dachte er wieder über das Problem nach, ließ den Kopf auf die Brust fallen und verfiel in Schlaf ohne gegessen zu haben. Inzwischen stellte der Assistent statt des

vollen einen leeren Teller hin, und als Edison erwachte und den leeren Teller vor sich sah, rief er sich die Augen, begriff nichts und sagte schließend: „Sapristi, bin ich zerstreut! Ich habe gegessen und erinnere mich dessen nicht mehr!“ Bekannt ist die Geschichte von Newton, der sich ein Ei zum Frühstück lochen wollte. Als das Mädchen in sein Zimmer trat, fand es den in Nachdenken versunkenen Herrn mit dem Ei in der Hand, das er aufmerksam betrachtete, während in der Kasserolle, in der das Wasser kochte, seine Uhr lag. Ein anderer Denker, dessen Name verkwiegen wird, ging eines Tages auf der Straße, ohne aufzusehen. Er stieß an eine Dame, in dem Glauben, daß es ein Hund sei, rief er: „Aus meinem Weg, dummes Vieh!“ Als er seinen Irrtum bemerkte, entschuldigte er sich vielmals. Ein Stück weiter wollte er die Straße überschreiten, in deren Mitte eine Kuh stand; diesmal glaubte er, es mit einer Dame zu thun zu haben. Er blieb also stehen, zog den Hut und sagte mit liebenswürdigem Lächeln zu der Kuh: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich über die Straße gehe.“ Ein ähnliches Abenteuer erzählt man sich von dem Balzerkomponisten Metra. Zwei Wochen nach seiner Hochzeit mit einer amerikanischen Sängerin besuchte sein Freund Arsène Houssaye, der als Zeuge bei der Hochzeit gewesen war, das junge Paar in seinem Hause in der Avenue Bagram. Er fand die junge Frau klagend und ganz in Thränen aufgelöst. Sie erzählte ihm, daß ihr Mann am Abend vorher ohne Hut heruntergegangen wäre, um eine Zeitung zu kaufen und nicht zurückgekommen sei. Wo war er? War ihm ein Unglück zugestoßen? Was sollte sie thun? Die Tage vergingen und eine Woche später traf Houssaye zufällig in einem Omnibus Metra. „Du bist ja ein netter Ehemann,“ sagte er zu ihm. „Hoffentlich hast Du Deine Frau wieder aufgefunden?“ — „Ummöglich, lieber Freund, denke Dir, ich kann mich nicht bestimmen, wo ich wohne. Seit einer Woche suche ich vergeblich meine Wohnung und ich bin schon ganz verzweifelt.“ Dst ist es Geistlichen passiert, in ihrer Predigt Worte zu gebrauchen, die nichts weniger als heilig waren. So traf einmal ein englischer Prediger, als er sich zu seiner Kirche begab, unterwegs eine Fischhändlerin, die ausrief: „Wer kauft schöne Karben, ganz frisch? Sie sind lebendig, lebendig! U—u—u!“ Als er nun seine Predigt begann, sammelte er sich und sagte: „Sehr geliebte Brüder, wenn der Sünder seinen Fehlern, Satan und der Telleit der Welt entsagt, kann er sicher sein: seine Seele wird gerettet werden und bleibt lebendig, lebendig! U—u—u!“ Diese letzter Worte sprach er mit der Intonation, wie die Fischweiber sie anwenden. Auch im Theater kommt oft ein plötzliches Vergehen des Gedächtnisses und Geistesabwesenheit vor. Sarah Bernhardt betritt daher nie die Bühne, ohne sich das Stück genau anzusehen, selbst wenn sie die Kameliendame spielt. Madame Patric Campbell, die große englische Schauspielerin, hat auch dieses plötzliche Stoden des Gedächtnisses erfahren müssen. Vor etwa zehn Jahren betrat sie einmal die Bühne, und als sie ihre Antwort geben mußte, war sie wie von einer Lähmung betroffen: sie wußte ihre Rolle nicht mehr, eine Rolle, die sie über dreihundert Mal gespielt hatte; sie wußte nichts, absolut gar nichts mehr. Diese Gedächtnisstörung dauerte mehrere Minuten; sie wußte jedoch ihr Publikum durch eine so dramatische und schmerzvolle Mimik zu fesseln, daß man nichts bemerkte; aber der Seelenzustand der Schauspielerin während dieses Anfalls war schrecklich. —

— Bratenduft und Silberklang. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschriebe: Unter verschiedenen Einleitungen wird folgende Geschichte überliefert: Ein armer Schluder kauert sich an das Fenster eines Garlochs und zieht, um sein trodenes Brot zu würzen, während des Kauens mit geblähten Nüstern den Duft ein, der von den stieblich zischenden und brodelnden Töpfen und Pfannen aufsteigt. Der geizige Garloch behauptet, der Jaungast begehe, indem er den Bratenduft einfrage, einen Diebstahl, und verklagt ihn. Der Richter läßt ein Silberstück auf dem Tische tanzen und fällt den Spruch, der Koch sei durch den Klang des Geldes für den Geruch seines Bratens bezahlt. Rabelais, für lodende Ruchendüfte sehr empfänglich, hat die artige Geschichte dramatisch dargestellt; sie spielt vor der Carlische des Petit-Châtelet und die Stelle des Richters vertritt ein auf gut Glück zur Entscheidung des Streitcs gewählter Spahmacher, der die Münze genau untersucht, ehe ihr Klang den verblüfften Koch bezahlt. Die „Revue des études rabelaisiennes“ teilt über den Ursprung der Anekdote folgendes mit: Schon vor dem Erscheinen des Pantagruels erzählte man sie in Frankreich; das salomonische Urteil wird Guillaume de Tignonville zugeschrieben, der von 1401—1408 Obergerichter von Paris war. Der Vorgang soll sich in der Rue St. Martin abgepielt haben, und der Geruchdief, den Rabelais einen laquin, Kerl, Halunken nennt, soll ein Schusterbube namens Facin gewesen sein. Weit vor dem 15. Jahrhundert aber wird die Geschichte im Novellino, einer von Boccaccios Decameron in den Jahren 1280 bis 1290 veröffentlichten italienischen Novellenammlung erzählt, sie ist hier nach Alexandria unter die Türken verlegt. Die Novellenammlung enthielt keine Originaldichtungen, sondern Poesien aus zweiter Hand; die Spuren des Bratenduftes lassen sich bis zu den Legenden der Tumulen, einer vorderindischen Rasse, von der wir eine ausgezeichnete Litteratur besitzen, und der Ähmer, eines der bedeutendsten Völker Hinterindiens, verfolgen. Die kleine Anekdote ist also eine altehrwürdige Reliquie, die vor vielen Jahrhunderten vom fernen Asien nach Europa gewandert ist. —

**Wäfferkunde.**

— Eine Hochzeit in Armenien. Ein Mitarbeiter des „Debante Herald“ schildert eine jüngst in Bardisag stattgefundene armenische Massentrauung. Zweihunddreißig Paare wurden in diesem Städtchen an einem Sonntage vermählt. In Armenien wird die Verlobung von den Elternpaaren vorbereitet, und dem Bräutigam ist es nicht erlaubt, seine Braut vor dem Hochzeitstage zu sprechen. Die Massentrauungen erklärt der Mitarbeiter mit dem frühen Osterfest und dem in Armenien üblichen Brauche, daß während des Festes und einige Wochen vordem keine kirchlichen Ehen geschlossen werden dürfen. Daher der starke Andrang, der dem Wunsche entspringt, vor der Sperrzeit die erforderlichen Formalitäten zu erledigen. Die Trauungsfeierlichkeiten werden dadurch eingeleitet, daß die Eltern des Brautpaares an Freunde und Bekannte kleine Säcke mit Süßigkeiten versenden. Am Freitag vor der Vermählung begeben sich die weiblichen Mitglieder der Familie des Bräutigams in das Haus der Braut, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein; am folgenden Tage ladet der Bräutigam seine Freunde zu sich und mit ihnen begiebt er sich zu einem Barbier. Dort läßt sich der angehende Ehegand und seine Begleiter das Haar schneiden und den Bart fragen. Die Rechnung bezahlt der erstere. Die Hochzeitsfeierlichkeiten nehmen an diesem Tage, also Sonnabend, ihren Anfang und werden vier bis fünf Tage ausgedehnt. Am Sonntage werden die Kleider des Bräutigams zur Kirche getragen und durch einen Priester gesegnet. Das Vorrecht, dem Bräutigam beim Ankleiden behilflich zu sein, wird im kleinen Kreise versteigert und zwar trachten sich die jungen Leute zu überbieten, um ihre Freundschaft zu beweisen. Der Höchstbieter zahlt die Summe an den Priester und hilft dem Bräutigam in die Kleider. Während der Versteigerung ist der letztere anwesend und verfolgt den Vorgang klopfenden Herzens, hat er doch dem Höchstbieter die doppelte Entschädigung zu zahlen. Wenn alle diese Vorkehrungen geregelt sind, werden der Bräutigam und sein Trauzeug unter Eskorte und mit großem Lärm in das väterliche Haus gebracht. Freunde und Verwandte finden sich ein. Die Speisen bestehen aus Fleisch und Kartoffeln, Lauch oder Sellerie; daneben werden aber auch Kuchen und andre Süßigkeiten verteilt. Der Sonntag ist ebenfalls ein Tag der Lustbarkeit. Die Braut wird von den Freunden ihres künftigen Gatten im Triumph abgeholt. Am Abend hat die Braut vorchristsmäßig eine gewisse Zeit zu weinen, um anzudeuten, wie sehr es sie schmerzt, Vater, Mutter und Geschwister zu verlassen. Man bietet ihr von allen Seiten Taschentücher an. Es wird gesungen, getanzt und getrunken, und sobald die Schläfer am nächsten Morgen von ihrem Hauſe erwacht sind, wird der Weg zur Kirche angetreten. Die weiblichen Anwesenden geben voran. Bei der Rückkehr der Prozession ereignet es sich oft, daß von dem angebekehrten Teile der Hochzeitsgesellschaft die Fensterscheiben benachbarter Häuser eingeworfen werden. Die Kosten hat der neugebackene Ehemann zu tragen. — (, Breslauer Morgen-Zeitung.“)

**Aus dem Tierleben.**

ow. Der Sandfloh in Afrika. Zu den unangenehmsten Insekten der Westküste Afrikas gehört der Sandfloh. Dieses unserm gemeinen Floh verwandte Kerbtier ist zwar kaum halb so groß wie dieser, aber es hat die gefährliche Gewohnheit, sich in die Haut des Menschen und verschiedener Tiere einzubohren und darin seine Eier abzulegen. Die ausschließlichen Larven leben und wachsen in der Wunde und rufen dadurch bössartige Geschwüre hervor. Namentlich sucht der Sandfloh gerade die empfindlichsten Stellen unter den Nägeln der Füße und Hände als Brutplatz aus. Nach den Berichten der Loango-Expedition ist der Sandfloh jedoch ursprünglich in Westafrika nicht heimisch, er wurde vielmehr im Jahre 1872 durch ein englisches Schiff von Brasilien eingeschleppt. Südamerika ist nämlich die eigentliche Heimat des Tieres. Nun zeigt Georg Henning in einem Artikel in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, daß schon ein Reisender in früherer Zeit die Sandflohplage in Afrika kennen gelernt hat. Der Baseler Wundarzt Samuel Braun erzählt nämlich im Bericht seiner ersten Reise nach Westafrika, die in den Jahren 1611 bis 1613 stattfand, von einer Krankheit, bei welcher „keine Würmelein, wie sie im Ras pflegen zu wachsen“, Löcher in den menschlichen Körper fressen. Das Uebel trat damals sehr heftig auf, die Wunden eiterten stark, und in vielen Fällen erfolgte sogar der Tod. Mit diesem Bericht ist ohne Zweifel die Sandflohplage gemeint. Diese Insekten sind ja so klein, daß sie nicht leicht wahrgenommen werden, auch ruft das Einbohren in die Haut zunächst nur ein Jucken hervor. Die Larven sind dann eher zu erkennen, und sie hat Braun als Würmelein mit schwarzen Köpfen ganz richtig beschrieben. Auch Bechuel-Loesche berichtet in der „Loango-Expedition“, daß bei Vernachlässigung oder falscher Behandlung der Wunden Verstümmelung und selbst Verlust des Gliedes, ja womöglich gar der Tod verursacht werden könnte. Die Behandlung war sowohl bei Braun, wie bei der Loango-Expedition dieselbe: die Wunde wurde ausgebrannt. Nur geschah dies bei der letzteren mit Höllestein, Braun wandte den scharfen Saft der Limonen an. Auch der Name, den der alte Wundarzt dem Uebel giebt, scheint auf die portugiesische Bezeichnung für Sandfloh zu stimmen. So kann kein Zweifel sein, daß zu jener Zeit die Sandflohplage in der Kongo-gegend geherrscht habe. Weder in den Reiseberichten vorher, noch in den zahlreichen nachher wird der Sandflohplage wieder bis auf die Loango-Expedition Erwähnung gethan. Die Seuche war danach

sicher erloschen. Wahrscheinlich war sie ebenfalls durch das Schiff von Südamerika eingeschleppt worden, denn die bequemste Fahrt nach dem Kongo hin ging über der brasilianischen Küste entlang. Damals aber erlosch die Plage bald wieder, weil es noch an Verkehr fehlte. Denn in den Reiseberichten, die in derselben Zeit aus Ober-Guinea, dem damals am häufigsten besuchten Gebiete Afrikas, stammen, wird der Sandfloh ebenfalls nicht erwähnt. Dagegen breitete sich im Jahre 1872 die Plage sehr schnell aus, und sie hatte in kurzer Zeit ganz Westafrika erfaßt. Allein sie scheint sich auch diesmal nach und nach zu erschöpfen. Schon etwa 20 Jahre nach der Einschleppung nahm die Heftigkeit des Uebels merklich ab, da die Eingebornen immer mehr die Ursache und die Behandlung desselben kennen lernten. Henning meint daraus folgern zu können, daß man der Plage einmal gänzlich Herr werden könne und diese damit wieder vollständig aus Afrika verbannt werden würde. Nach Bechuel-Loesche ist an der afrikanischen Küste die Ansicht gang und gäbe, daß der Sandfloh nur eine vorübergehende Erscheinung sei. Danach möchte man annehmen, daß vielleicht im Volksbewußtsein das Auftreten und baldige Verschwinden der Sandflohplage fortlebe. Ein lokal und zeitlich sehr beschränktes Auftreten des Insektes kann ja vielleicht öfter vorgekommen sein, ohne daß ein Reisender dazu kam, der darüber hätte berichten können. —

**Technisches.**

— Der größte Ozeandampfer der Gegenwart ist, nach dem „Prometheus“, der für die White Star Line auf der Werft von Harland u. Wolff in Belfast gebaute Fracht- und Passagierdampfer „Valtic“, der am 21. November 1903 vom Stapel lief. Er ist 222 Meter lang, 22,85 Meter breit, hat 15 Meter Rauntiefe und eine Wasserverdrängung von rund 40 000 Tonnen bei 28 000 Tonnen Ladefähigkeit; sein Stapelgewicht betrug 15 000 Tonnen. Die beiden vierstufigen Dampfmaschinen sollen dem Schiff eine Fahrgeschwindigkeit von 16,5 bis 17 Seemeilen in der Stunde geben. In England ist man nämlich der Meinung, daß für die mangelnde Geschwindigkeit des „Valtic“ im Vergleich zu den Schnelldampfern die durch die hervorragende Größe des Schiffes bedingte Annehmlichkeit den Passagieren einen befriedigenden Ersatz bieten soll! „Valtic“ ist jetzt der vierte Riesendampfer der White Star Line: „Oceanic“ hat 17 274, „Celtic“ 20 904, „Cedric“ 20 980 und „Valtic“ 24 000 Brutto-Register-Tonnen. Hiergegen stehen allerdings die deutschen Schnelldampfer mit ihrer bekannten, diesen englischen Fracht- und Passagierschiffen weit überlegenen Fahrgeschwindigkeit zurüd: „Kaiser Wilhelm der Große“ hat 14 350, „Deutschland“ 16 502, „Kronprinz Wilhelm“ 15 000 und „Kaiser Wilhelm II.“ 19 500 Register-Tonnen. Die „Valtic“ soll 350 Mann Besatzung erhalten und 3000 Passagiere aufnehmen können. Der Speisesaal I. Klasse liegt auf dem Oberdeck und hat 370 Sitzplätze. —

**Notizen.**

— Bei J. G. Cotta erscheint jetzt die Säkular-Ausgabe von Schillers Sämtlichen Werken. Die 10 Bände starke Ausgabe bildet ein Gegenstück zu der großen Goethe-Jubiläums-Ausgabe. —  
 — Der Provinzial-Landtag von Schleswig-Holstein bewilligte dem Dichter Detlev v. Liliencron zu seinem 60. Geburtstag (3. Juni) ein Ehrengeschenk von 3000 Mark. —  
 — Dem Carl Weiß-Theater ist die Aufführung des Stückes „Aus einer kleinen Garnison“ von Fritz Ernst polizeilich verboten worden. —  
 — Am nächsten Novitätenabend des Trianon-Theaters gelangt auch Mirbeaus Smatter „Der Dieb“, in einer deutschen Uebersetzung von Max Schönan, zur Aufführung. —  
 — „Die faule Marie“ ist der Titel eines Theaterstücks, das am Sonnabend im Münchener Schauspielhause die Erstaufführung erlebt. Die Gattin Hermann Sudermanns soll die Verfasserin sein. —  
 — Kory-Towstkas vieraktiges Lustspiel „Michael Kohnhaas“ erzielte im Deutschen Volkstheater zu Wien nur einen Achtungserfolg. —

**Büchereinkauf.**

— Irma Goeringer: „Die letzte Strophe“, Novellen. Berlin. Egon Fleischel u. Co. Preis 2 M. —  
 — Captain Ned Cloud: „Grenzpanorama“, Roman. Braunschweig. Richard Sattler. Preis 3 M. —  
 — John Lehmann: „Befreites Glück“, Roman. Berlin. Egon Fleischel u. Co. Preis 3 M. —  
 — Wilhelm Gutekunst: „Der Liebesgodel“, Roman. Berlin. Egon Fleischel u. Co. Preis 3 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. März.